


Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 225. Bromberg, den 16. Oktober 1928.


# Die Liebe des Geigerkönigs.

## Roman von J. Schneider-Foerstl.


Urheberrechtsschutz durch Verlag Oskar Meister, Werdau

(25. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)


Eva Maria sah mit erloschenem Blick nach ihm. Es regte sich nichts mehr in ihr. Das war das Letzte, das sie über den Geliebten erfuhr. Ein Schüttelfrost ließ ihren Körper hin und her schwanken. Sie hielt sich mühsam an der Portiere der Schiebetür fest.

Anderson allein verlor die Ruhe und das klare Überlegen nicht. Er wußte nun, daß dieser Fremde Aufklärung zu geben vermochte. Jede Gewißheit aber war besser als dieses furchtbare Hin und Her der letzten Tage.

Bittend legte er Rinker die Hand auf die eine Schulter. „Sagen Sie uns alles, was Sie wissen. — Was es mit Radanyi gewesen ist — und wer seine Geige im Besitze hat — und!"

Rinker schüttelte resigniert den Kopf.

„Wer die Geige hat, das weiß ich nicht! — Nur seinen Revolver, den habe ich mit mir genommen!"

Er entnahm seiner Tasche einen kleinen Browning und legte ihn vor Anderson auf den Tisch. Niemand sah, wie Eva Marias weitoffene Augen an der Waffe hängen blieben. Kein Laut kam aus ihrem Munde. Den Körper weit nach vorne gebeugt, stand sie völlig reglos.

„Ich bitte Sie!" sagte Harald, nun selbst mühsam seine Ruhe bewahrend. „Sagen Sie, wie alles zusammenhängt. — Erzählen Sie, so gut Sie es vermögen, ich bin Radanyis bester Freund. — Die Dame war vor Jahren seine Braut. Wir haben ihn beide über alles geliebt. Sie dürfen ruhig vor uns sprechen. Wenn Sie es wünschen, soll niemand etwas davon erfahren, selbst, wenn Sie sich dabei irgendwie schuldig gemacht hätten!"

„Ich habe mich in nichts schuldig gemacht!" sagte Rinker mit einer abwehrenden Handbewegung. Mit zusammengesunkenem Oberkörper blieb er in seinem Stuhle sitzen. „Was soll ich Ihnen denn erzählen? — Und warum denn? — Es weckt ihn ja alles nicht mehr auf. Jetzt ist es zu spät. Im Juli wäre er noch zu retten gewesen." —

Er blickte auf Eva Maria hinüber, die man ruhig für eine stehende Leiche ansehen konnte. Aber er verspürte kein Mitleid. In seinen Augen war sie die allein Schuldige, die kein Erbarmen verdiente.

„Ich will es ganz kurz machen!" sagte er, erfüllt von dem Verlangen, möglichst rasch hier wegzukommen. „Das erstemal sah ich Herrn Radanyi, als ich Diener im Hause desGrafen Warren in der Herrenstraße war!"

Eine Hand hob sich schwer am Körper hoch. „Konstantin", sagte Eva Maria und ließ die Rechte wieder sinken.

Der Schrecken über das Erkennen jagte eine jähe Röte über ihre Wangen.

Rinker nickte, ohne aufzusehen. „In Amerika!", fuhr er fort, „war ich Etagenkellner im Hotel Astor, wo Radanyi wohnte."

Anderson beugte sich gegen ihn. „Dann bin ich Ihnen kein Fremder?"

„Nein, Mister Anderson. —"

„Wenn ich mich recht erinnere, waren Sie es, der mich damals rief, als die Vermählung Gellerns meinen Freund vollständig kopflos machte und für ihn das Schlimmste zu befürchten war!"

„Ja, Mister."

„Weiter — weiter —" drängte Harald nun selbst nervös geworden.

„Auf der Überfahrt benutzten wir zufällig dasselbe Schiff. Ein Dieb hatte mir, während ich an Bord ging, meine gesamte Ersparnis entwendet. Da zeigte Herr Radanyi für mich. Ich brauchte nur die Hand aufzuhalten und war an diesem Abend zehnmal so reich, als ich es je gewesen bin. — Zwei Jahre vorher habe ich 2000 Dollar von Herrn Radanyi bekommen, damit ich meine Schulden begleichen und meiner Familie Brot bringen konnte. — Ich hatte hoch gespielt und alles verloren. —

Ich war kaum acht Tage hier, da sah ich ihn draußen vor dem Ring durch die Anlagen kommen. Er ging etwas gebückt und trug die Geige in der Hand, ganz unwillkürlich schlug ich mich etwas in das Gebüsch. Er gefiel mir nicht. Ich hatte den Eindruck, daß irgendetwas nicht stimmte, sonst wäre ich auf ihn zugegangen und hätte ihn begrüßt. Ein paar Arbeiter kamen vorbei, denen fiel er auch auf. „Der hat's nicht recht und will den Vögeln etwas geigen," meinten sie.

Ich ließ ihn an mir vorbeikommen und schlich ihm dann nach. So oft ein Ästchen unter oder neben ihm krachte, sah er sich um. Daraus erkannte ich schon, daß er irgend etwas vor hatte, wovon niemand wissen sollte.

Auf eine der Bänke stellte er seine Geige hin, nahm ein Bild heraus, besah und küßte es und steckte es wieder zu sich. Aber es fiel zu Boden, ohne daß er es merkte.

Als er weiterging, streckte ich rasch meine Hand darnach aus und hob es auf.

„Es war die Baronin Gellern."

Anderson hatte Eva Maria in das kleine Sofa neben der Stehlampe gedrückt. Reglos kauerte sie in ihrer Ecke. Rinker sah mit keinem Blick zu ihr hinüber.

„Nun konnte ich mir das andere nicht mehr gar zu schwer zusammenreimen!" erzählte er weiter. „Ich mußte rasch machen, wenn ich ihm zuvorkommen wollte. Aber mit einem Male war er mir ganz aus den Augen verschwunden. Ich achtete nun nicht mehr auf das Knacken des Astwerkes und lief geradeaus durch das Buschwerk dahin. Da sah ich ihn neben dem kleinen See an eine Weide gelehnt. Ich sprang vorwärts, da mußte er mich erblickt haben. Ich war keine fünf Meter mehr von ihm entfernt. Ein Griff nach der Tasche. — Ich sah, wie er etwas Blitzendes hob, — ich konnt's nicht mehr ändern — es krachte, da brach er auch schon zusammen und fiel nach vorne über."

Rinker hielt eine Sekunde inne und deckte die Hand über die Augen.

„Und kein Mensch war in der Nähe", klagte er. „Gar niemand, der mir hätte helfen können. Ich mußte ihn liegen lassen, weil ich mir nicht getraute, ihm eine andere Lage zu geben. So bin ich in meinem Leben noch nie gelaufen, wie damals, zurück in die ersten Häuser. Vielleicht hat der Herrgott doch Mitleid mit ihm und mir gehabt, der erste, dem ich in die Hände rannte oder er mir, war ein Arzt. Der machte seine Besuche und hatte an der Straßenecke seinen Wagen stehen. Er kam sofort mit mir.

Herr Radanyi lag noch genau so, wie er gefallen war. Ringsum war alles voll Blut.

Aber er lebte.

Als er mich erblickte, mag er wohl ein bißchen erschrocken sein, vielleicht war seine Hand dadurch nicht mehr so sicher. Die Kugel ging knapp am Herzen vorbei.

Der Arzt frug mich, ob er ein Verwandter von mir sei und ich sagte ja, weil ich mir dachte, daß es am besten

wäre, wenn niemand etwas von der Sache erfuhr. Ich gab ihn als den Bruder meiner Frau aus.

Man brachte ihn mit dem Sanitätswagen ins Krankenhaus, wo die Kugel entfernt wurde. Als er ein bißchen transportfähig war, ließ ich ihn sofort zu uns bringen.

Meine Frau und ich wichen nicht von seinem Bett. Es war ein schreckliches Machen mit ihm. Er wollte so gar nicht leben. Jeden Tag fing er von vorne an, warum man ihn nicht sterben hatte lassen. Manchmal hieß er mich undankbar und herzlos, weil ich ihm das Morphium, das der Arzt für die Nacht verordnet hatte, nicht alles gleich auf einmal gab. Mit Geld wollte er mich bestechen, wenn ich ihm den Willen tue. Es war eine schwere Zeit das.

Jeden Bissen mußte man ihm abbetteln, er wäre sonst verhungert, jede Medizin mußte man ihm einschwätzen. Er wollte absolut nicht gesund werden.

Wenn ich selbst nichts mehr mit ihm machen konnte, schickte ich meine Frau zu ihm hinein. Der schlug er nie etwas ab, nahm die Arznei, trank seinen Wein und schlief, wenn sie es haben wollte.

Als er ein bißchen aus dem Gröbsten war, trug ich ihn in den Garten. — Es ist ja nicht viel damit: ein paar Rosenstöcke, ein bißchen Reseden, Flachs und so, aber er war doch gerne draußen. Die Kinder haben mit ihm geplaudert und wenn sie dann etwas Drolliges sagten, hab ich ihn ab und zu sogar lächeln sehen. Aber das tat mir weher, als wenn er geweint hätte.

Gegen Anfang September war er so weit, daß er allein zu gehen vermochte. Dann ging es zusehends vorwärts. An einem recht sonnigen Feiertag hatte ich einen Wagen bestellt, kein Auto — weil ich glaubte, das könnte ihn besser freuen, und dann sind wir zusammen ein bißchen in die Runde gefahren, den Prater hinunter nach Döbling hinaus. Die Kinder haben ihn mit ihrem Jubel angesteckt. Er war sogar ein wenig vergnügt und sagte etwas von Schulden bezahlen, obwohl all mein Hab und Gut mit Ausnahme des kleinen Hauses von ihm ist, von seinem Geld, und dem, was er mir durch seine Geige verdient hat.

Aber dann hat es nicht mehr lange gedauert. Eines Tages war er nicht mehr zu halten. Alles Betteln, er sollte noch bei uns bleiben, hat nichts geholfen. Er wollte fort, heim, sagte er. In Wien könnte er nie ganz gesund werden.

Meine Frau hat ihm seine Koffer gepackt und ich hab sie ihm zur Bahn gebracht. Zwei Tage später habe ich ihn dann fortbegleitet. Auch seine Geige haben wir mitgenommen, die habe ich, als man ihn in die Klinik geschafft hatte, noch in der Nacht bei strömendem Regen mit meiner Radfahrerlaterne in den Anlagen geholt. Sie stand noch auf der Bank, aber ich habe lange gebraucht, bis ich den Platz wieder gefunden hatte.

Ich bin bei Herrn Radanyi geblieben, bis es Zeit zum Abgang des D-Zuges war. Ich wußte nicht, wohin er fuhr, weil er das Billett selbst gelöst hatte. Aber ich glaubte gar keine Angst um ihn mehr haben zu müssen. Er war sehr ruhig und vernünftig und mir hat es sogar den Eindruck gemacht, als freue er sich auf etwas. Aber ich habe ihn nicht gefragt.

Als er in seinem Abteil stand, ließ er noch eilig das Fenster herunter, griff nach einer Visitenkarte in seiner Brieftasche und schrieb eine kurze Notiz darauf. Die Maschine war schon in Gang und ich lief neben seinem Abteil her und fing die Karte im Hute auf.

„Meine Adresse," hörte ich ihn sagen, „für den Fall, daß Sie oder die Ihren mich einmal brauchen sollten."

Ich schwang mich aufs Trittbrett, griff nach seiner Hand und küßte sie, dann ließ ich mich rasch heruntergleiten.

In ein paar Minuten war der Zug um eine Biegung verschwunden. Er hat noch mit seinem Hute gegrüßt, bis nichts mehr zu sehen war.

Und jetzt — und jetzt — Herr Anderson, hat wohl alles trotzdem noch ein böses Ende genommen, sonst würden Sie doch den Aufruf nicht in die Zeitung gesetzt haben."

Harald stand mit glänzenden Augen. Er dehnte die Schultern und reckte seinen sehnigen Körper. „Lieber Herr Rinker, Ihre Nachricht ist mit Millionen nicht zu teuer bezahlt. Nicht war, Gnädigste?" wandte er sich an Eva Maria.

Sie hatte in lautlosem Weinen ihr Gesicht in beide Hände gepreßt. Einmal mußte sich die furchtbare Spannung der letzten Tage und Wochen entladen. So war es nicht mehr zu ertragen gewesen.

Anderson ließ sie ruhig gewähren. Es war das beste, sie weinte sich alles von der Seele. Das Leid und nun die Wonne des Bewußtseins, daß er nicht tot war, sondern lebte und es einen Fleck Erde gab, wo sie ihn finden konnte.

Er erklärte Rinker knapp, was ihn veranlaßt hatte, in der Zeitung nach der Adresse des Freundes zu fahnden. „Und nun lassen Sie mich die Karte sehen!" bat er, „damit wir ihn aufsuchen können!"

Rinkers Gesicht wurde abweisend. Die Brauen zusammengezogen, erhob er sich unvermittelt und strebte nach der Türe.

„Nun," mahnte Harald verwundert? „Sie wollen nicht?"

„Nein, Mister Anderson. Die Adresse gebe ich nicht aus den Händen. Wenn er noch lebt, mag ich keinen Judas an ihm machen. Ich müßte ja vor mir selbst ausspucken — und wenn er tot ist, hilft sie Ihnen so wie so nichts mehr!"

„Einen Judas an ihm machen? — Ich bitte Sie, Rinker, wie kommen Sie auf solch eine obskure Idee. Ich dächte, ich habe mich immer und jederzeit als sein Freund erwiesen." Andersons Gesicht hatte einen hochmütig kühlen Zug bekommen.

Rinker zuckte die Achseln. „Das wohl, Mister, — Sie schon — aber — ich kann sie Ihnen nicht geben. Erlauben Sie, daß ich mich jetzt empfehle!"

Harald blickte erstaunt nach Eva Maria, die sich erhoben hatte und nun auf den ehemaligen Diener ihres Hauses zuschritt. „Konstantin — verzeihen Sie — Herr Rinker — ich weiß, warum Sie die Adresse nicht zeigen wollen — es ist meinetwegen. Ich trage die Schuld an allem. Und Sie haben ja Kenntnis davon. — Aber — ich habe so furchtbar gelitten dafür und bereut. Geben Sie die Adresse Mister Anderson. Er wird zu ihm fahren und mir Nachricht bringen, wie es ihm geht und ob er verzeihen kann. Mehr will ich nicht. Wenn ich dann weiß, daß er sich wohl befindet und er vergeben hat, will ich seinen Weg nie wieder kreuzen. — Ich verspreche Ihnen —"

Anderson trat hastig zwischen sie und Rinker.

„Nein, nichts weiter versprechen, Baronin. Man gibt nur sein Wort für das, was man unbedingt halten kann. Was Sie bereits zugesagt haben, das wird Herrn Rinker vollkommen genügen. — Ist es so?" wandte er sich an diesen.

Er zögerte noch. Da hob ihm Eva Maria beide Hände entgegen. „Bitte!" stammelte sie und war im Begriffe, sich nun auch noch vor ihm hinzuknien.

Das war mehr, als er erwartet hatte. Mit einer hastigen Bewegung riß er die Visitenkarte aus seiner Brusttasche und warf sie auf den Tisch. Ohne Andersons Zuruf, zu bleiben, Folge zu leisten, lief er aus dem Zimmer die Treppe hinab, die Straße hinunter und war nicht mehr zu sehen.

Harald nahm die Karte, da Eva Maria keinen Finger hob, nach ihr zu greifen.

„Elemer Radanyi — Debreszin, Ungarn," las er mit einem stillen Lächeln. „Na, warte, mein Lieber. — Morgen reise ich, nehme die Ellen mit und den Meister Haller und meine Schwester, wenn mein Schwager nicht Zeit haben sollte, mitzukommen. So überfallen wir ihn, ob in der Nacht oder am Morgen, das ist ganz gleich. Wir umstellen die Csardas und fangen ihn ab, wenn er etwa einen Fluchtversuch machen sollte, und . . . um Gotteswillen, Baronin —", er griff hastig unter ihre beiden Arme.

Sie versuchte aufrecht zu stehen, aber eine Art Krampf schüttelte ihren Körper.

„Es — ist nur — das Herz!", wehrte sie, mühsam nach Atem suchend. „Ich habe es in — letzter Zeit — schon öfter so gehabt. Es ist gleich wieder vorüber!"

Er führte sie nach der Sofaecke und rief Ellens Namen durch die geöffnete Schiebetüre.

Sie kam im Augenblick. Ihr ganzes Gesicht strahlte. Der Zustand der Baronin Gellern machte es plötzlich besorgt. Sie kniete sich vor Eva Maria und liebkoste deren kalte Hände: „Nun nicht mehr weinen — nicht mehr weinen, — nicht mehr weinen, bitte. Es ist ja alles gut", tröstete sie. — „Ich habe alles gehört", erklärte sie auf den erstaunten Blick Andersons. „Ich konnte es nicht erwarten und ich habe doch auch ein Anrecht an ihn. Wir haben ihn doch alle lieb!"

Hareld sah ihr forschend in die Augen. Sie wich seinem Blick nicht aus und wußte, daß er dasselbe dachte wie sie, so lieb, daß sie sogar einmal sterben wollte um ihn.

Anderson entfernte sich für einen Augenblick, um Eva Maria eine Erfrischung zu holen. Sie knickte sonst vollkommen zusammen. Ellen streichelte deren Hände unablässig, um sie warm zu bekommen. Dabei sah sie deren wehmütig forschenden Blick.

„Kann ich Ihnen irgendwie etwas Liebes tun, Baronin?" sagte sie schmeichelnd.

Diese machte ihre Hände frei und nahm das von tiefschwarzem Haar umrahmte süße Gesicht behutsam darein.

„Haben Sie ihn so sehr geliebt, Ellen Anderson?"

„Ja — so sehr!" kam es ehrlich.

Eva Maria hielt sie mit beiden Armen fest gegen sich gedrückt.

„Arme, kleine Ellen! — Und ich —"

„Sie holen ihn sich wieder, Baronin. So lange jemand noch unter den Lebenden ist, läßt sich alles wieder gut machen."

Ein Kopfschütteln war die Antwort und ein paar Tränen, die Eva Maria über die Wangen rollten.

„Doch — doch!" beharrte Ellen Anderson und lehnte sich gegen deren Schulter.

„Nein, Ellen, es läßt sich nicht alles gut machen. Wenn ich ihn auch zurückholen wollte, es würde nichts nützen. Ich habe ihn endgültig verloren."

Anderson kam mit einer Tasse Tee, belegten Broten und etwas Backwerk zurück. Gehorsam aß und trank Eva Maria. Sie fuhr eine halbe Stunde mit dem Ehepaar Anderson erst zu Haller und dann zu Ballin, diesen die freudige Kunde, die ihnen von Rinker geworden war, zu überbringen. Haller drückte ihre und Haralds Hände im Übermaß seiner Erregung. Alice Ballin fiel ihrem Bruder lachend um den Hals vor eitel Glückseligsein. Man vereinbarte, am übernächsten Tage in die Pußta abzureisen. Ellen brannte vor Neugierde, sie hatte noch nie Gelegenheit gehabt, die ungarische Steppe zu sehen. Nur Eva Maria stand still mit einem Zucken um den herb gewordenen Mund dazwischen und konnte die Tränen kaum zurückhalten. Alles fuhr zu ihm. Sie mußte bleiben. Niemand dachte daran, sie auch nur aufzufordern, mitzukommen. Was hätte sie auch nur bei ihm getan? Sie, die seines Lebens Unglück geworden war. Er würde ihr wohl den Rücken kehren, wenn er sie sah, und ihr seine Verachtung zeigen. Sie hatte es nicht anders verdient.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Walther von der Vogelweide.

**Zum 700. Todestage.**

**Von Prof. Dr. C. Fries.**

Das genaue Todesdatum des Minnesängers Walther von der Vogelweide ist nicht bekannt. Die Literaturforschung nimmt an, daß er im Oktober 1228, also vor 700 Jahren, gestorben ist.

Die Schriftleitung.

Er galt in den letzten Jahren als ein Vertreter deutschen Sinnes überhaupt, und wenn der Tirolreisende in Bozen das Walther-Denkmal und bald darauf in Rovereto den Dante erblickte, so wußte er, daß hier deutscher und italienischer Geist nebeneinander gestellt wurden. Karl Weinhold hat in seiner Festrede bei der Enthüllung des Bozener Denkmals das Grundsätzliche solcher Gedankengänge gebührend hervorgehoben. Zu den bedauerlichen Tatsachen aber gehört es, daß Walther von der Vogelweide bei uns aus Wagners „Tannhäuser" und „Die Meistersinger" wohl bekannt ist, daß man ihn selbst aber gar nicht kennt. Und so ist sein 700. Todestag ein erwünschter Anlaß, wieder einmal auf den edelsten deutschen Minnesänger hinzuweisen.

Unweit Bozen auf dem noch heute bestehenden Vogelweidhof dürfte seine Heimat zu suchen sein. In Wien verlebte er die Jugend. Reinmar von Hagenau war sein Lehrer. Als fahrender Sänger umherziehend, schloß er sich dem Hohenstaufen Philipp von Schwaben an, dessen Krönung er jubelnd begrüßte. Nach Philipps Ermordung durch Otto von Wittelsbach schloß er sich dem Kaiser Otto IV. an. Er durchstreifte mit Leier und Schwert nicht nur Deutschland, sondern auch Ungarn, Frankreich und Italien. Landgraf Hermann von Thüringen bot ihm ein gastliches Heim, und mit Freuden sang er: „Ich bin des milden landgraven ingesinde." Der Sängerkrieg auf der Wartburg, den Moritz von Schwind dort im Bilde festhielt, gehört zwar der Sage an, wird aber in das Jahr 1207 verlegt, und Walther soll da mit Ehren bestanden haben. Nach Ottos Tod trat Friedrich II., der genialste Staufe, die Regierung an, und ihm verdankte Walther, was ihm keiner bisher geboten, ein Landgut, auf dem der Rastlose, nun freilich Betagtere, rasten und schaffen konnte. Jubelnd sag er: „Ich hab' ein Lehen! All die Welt, ich hab' ein Lehen!" Immer hatte er sich gegrämt, daß andere stets die Wirte, er aber immer der Gast sein mußte. Jetzt konnte er endlich selber Gäste bei sich bewirten. Er war seßhaft geworden. Nur einmal noch zog er aus, den geliebten Kaiser auf seiner Kreuzfahrt nach Palästina zu begleiten. Im Grashof des Münsters zu Würzburg hat er seine letzte Ruhestätte gefunden.

Walther beherrschte den Minnesang wie kein anderer deutscher ritterbürtiger Sänger. Lieblichste Poesie kommt in seinen kurzen, formschönen Gedichten zum Ausdruck. In seinem „Leich", einem populär-kirchlichen Gedicht, zeigt er sich auch als theologischer Sänger. In seinen „Sprüchen" aber, einer damals beliebten Gattung kurzer Dichtungen mit satirischen Zeitanspielungen, äußert er seinen Unmut über so manche Ungebühr seiner Zeit. Er nimmt kein Blatt vor den Mund, sondern zieht mit einer Heftigkeit gegen weltliche und besonders geistliche Übergriffe vom Leder, die uns in jener frommen Zeit gar nicht möglich erscheint. Innozenz III. war gegen Otto IV. sehr energisch vorgegangen, und Walther nimmt mit größter Energie für seinen Herrn Partei, wofür er freilich keinen Dank erntete, denn Otto erwies sich als recht undankbar und behandelte Walther unfreundlich. Walther tritt mit einer Offenheit gegen die Entartung der Römlinge auf, die stark an reformatorischen Geist erinnert. Dergleichen war damals aber möglich, und die Kirche antwortete darauf mit der Gründung der Inquisition. Walther warf den Priestern Eigennutz und Gewalttätigkeit vor, sie „äßen Hühner und tränken Wein und lassen uns Deutsche fasten". Jedenfalls ist man ganz im Irrtum, in Walther von der Vogelweide nur den Sänger der Frauenliebe zu sehen; er war ein rechter Streiter für Freiheit und Recht und hat manchem Wolf den Schafpelz vom Haupte gerissen. Anläßlich seines 700. Todestages sollte ihm endlich in der Hauptstadt des Deutschen Reiches ein Denkmal geweiht werden. Hier ist noch eine schwere Schuld abzutragen, zumal das Bozener Denkmal ja leider nicht mehr auf deutschem Boden steht.

Die Ausflucht von der Not der Zeit ist nicht stichhaltig, denn auf unseren zahlreichen Schmuck- und Spielplätzen sieht man eine Fülle von stets sich mehrenden Statuen von allerlei Ringern, Boxern, Bogenschützen u. a., Herrschaften, deren urwüchsige Erscheinungsform der Jugend weit weniger zuträglich ist, als wenn darunter Walther von der Vogelweide thronte. Seine Klage: „So wê Dir tiuscher Zunge, wie stât dîn ordenunge!" gilt leider noch heute, und wir werden uns mit Beschämung des alten Wortes von Hug von Trimberg bewußt: „Her Walther von der Vogelweide, — Wer dez vergaez, der tet mir leide." Mehr denn je gilt dagegen auch hier Richard Wagners schöne Mahnung: „Ehret eure deutschen Meister, — dann bannt ihr gute Geister!"

---

# Chorgesang in Not.

**Von Generalmusikdirektor Professor Dr. Fritz Stein.**

Wie auf allen Gebieten des wirtschaftlichen und geistigen Lebens lastet der Druck der Zeit auch schwer auf der deutschen Musikpflege. Die finanziellen Schwierigkeiten, mit denen allenthalben die Theaterunternehmungen und Konzertvereine zu kämpfen haben, wirken sich besonders fühlbar auf dem Gebiet des Chorgesangwesens aus, in der Arbeit jener Musik-Organisationen, die nicht im sorglosen Dienst und Sold staatlicher oder städtischer Obhut stehen, sondern auf der persönlichen Hingabe und Opferwilligkeit ihrer Mitglieder beruhen. Wir stehen in einer Krise des öffentlichen Musiklebens, das durch die mechanistischen Tendenzen unserer ganzen Lebenshaltung, durch die willkommenen Augenblicks-Sensationen einer billigen Scheinkunst immer mehr in seiner gesunden Entwicklung, ja in seinem Bestande bedroht wird. Der friedlos im Maschinentempo gehetzte, von Alltagssorgen bedrängte Mensch von heute findet nicht mehr die Konzentration, um sich an ernster, geistige Mitarbeit heischender Kunst zu erbauen, er sucht Zerstreuung in leichter Unterhaltung. So verliert auch das Wirken der Chorvereine in der Öffentlichkeit immer mehr an Resonanz. Seit einer Reihe von Jahren haben erfreuliche Bestrebungen eingesetzt, die der drohenden „Entseelung" unseres Lebens entgegen arbeiten und ein neues Gemeinschafts-Ideal im Geiste der Musik pflegen wollen. Diese idealistische, aus den Tiefen deutschen Volkstums heraus geborene Gemeinschaftsbewegung, die im musikalischen Erlebnis den Ausdruck eines innerlichen, schöpferischen Lebensgefühls erblickt, beschränkt sich aber zunächst nur auf den engeren Kreis der Jugendbewegung, ja, sie steht zum Teil den Zielen der Chorvereine, die ihre Aufgabe in der konzertmäßigen, künstlerischen Betätigung sehen, ablehnend gegenüber. Freilich, — mit dem von jugendlichen Heißspornen gelegentlich prophezeiten Zusammenbruch des Chorvereinswesens hat es noch gute Weile, und es muß zu denken geben, daß trotz der Kriegsverluste und wirtschaftlichen Nöte, trotz aller Kritik, die seit Jahren insbesondere an der Tätigkeit der Männergesangvereine geübt wird, die Entwicklung des deutschen Chorgesangs im letzten Jahrzehnt einen gewaltigen Aufschwung genommen hat. Die Mitgliederzahl des Deutschen Sängerbundes, der den größten Teil der deutschen Männerchöre umfaßt, hat sich in den letzten 16 Jahren verdreifacht und ist auf über 600 000 angewachsen, ebenso stieg der Bestand des Deutschen Arbeiter-Sängerbundes im gleichen Zeitraum auf das Doppelte. Auch die Entwicklung der gemischten Chöre, die zur Zeit statistisch noch nicht erfaßt werden können, zeigt eine stetig ansteigende Linie. Nach oberflächlicher Schätzung sind in den deutschen Männer- und gemischten Chören insgesamt über eine Million aktiver Sänger und Sängerinnen vereinigt, eine Million Männer und Frauen, die in dieser Zeit der wirtschaftlichen Not und Parteizerklüftung Gemeinschaftsgeist im Dienst der „holden Kunst" betätigen, die in selbstloser künstlerischer Mitarbeit Erbauung und Freude finden und die in unserer deutschen Musik beschlossenen ideellen Werte für unzählige Volksgenossen fruchtbar machen. Es leuchtet ein, daß, ganz abgesehen von den wirtschaftlichen und soziologischen Fak-

toren einer solchen „gesellschaftsbildenden" Bewegung, die kulturelle Bedeutung dieser Chorarbeit nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Die Pflege des Volksliedes, die Aufführung der Chorwerke unserer großen Meister Schütz, Bach, Händel, Haydn, Beethoven usw. sind Aufgaben, die aus dem geistigen und künstlerischen Leben unseres Volkes nicht weg zu denken sind.

Die öffentliche Wirksamkeit gerade der größten und künstlerisch leistungsfähigsten Chorvereine wird nun heute in einem Ausmaße erschwert, von dem sich der Fernstehende kaum eine Vorstellung machen kann. Während die Eintrittspreise im allgemeinen nur um ein Geringes erhöht werden konnten, sind alle Ausgaben eines Konzertetats: Notenbeschaffung, Saalmiete, Reklame, Honorare für Solisten und Orchester ganz unverhältnismäßig, zum Teil um ein Vielfaches gegenüber der Vorkriegszeit gestiegen. Ein großes Chorkonzert mit Orchester und Solisten ist heute kaum mehr durch den Ertrag der Eintrittskarten zu finanzieren. Da die Chöre in der Inflation ihre Vermögen verloren haben und kunstbegeisterte Mäzene immer seltener werden, sind die Vereine nicht mehr in der Lage, das Defizit eines Konzerts zu tragen und müssen daher immer häufiger von der Aufführung abendfüllender Werke absehen. Nur an großen Aufgaben wächst ein Chor, er muß verkümmern, wenn er nicht mehr die Möglichkeit hat, der hohen Kunst zu dienen. Unermeßlich und unausdenkbar wird der Schaden für unsere musikalische Kultur und für die ganze Weiterentwicklung der Musik sein, wenn die großen Meisterwerke der alten und neuen Chorliteratur nicht mehr zu klingendem Leben erweckt werden können. Ernst und dringlich ergeht daher an die Öffentlichkeit der Ruf: „Deutscher Chorgesang in Not!" Das Volk kann und darf nicht die geistige und seelische Kraftquelle versiegen lassen, welche ihm in seiner Musik geschenkt ist, um die es die Welt beneidet.

## Der Umweg zum Leben.

Ein wunderschöner Spätsommerabend hängt über den Straßen. Es ist überaus genußreich, heute dahinzuschlendern. Ich wandle dem Park zu. Gehe langsam, sinnend. Plötzlich stiebt mein Freund Erich an mir vorüber. Ich rufe ihn an. „So in Eile an solch einem schönen Abend?" frage ich.

„Ach", antwortete er, „wann hätte ich einmal nicht Eile!"

„Und was hast du heute noch vor?"

„Ich will zu einem Vortrag gehen."

„Nanu, bei so schönem Wetter zu einem Vortrag? Worum handelt es sich denn?"

„Weiß ich selber nicht recht. Über altindische Tanzkunst oder so etwas Ähnliches wird gesprochen. Interessiert mich jedenfalls gar nicht. Aber es ist ein Bekannter, der den Vortrag hält und ich darf ihn nicht ignorieren."

„Du bist mit dem Vortragenden gut befreundet?"

„Was heißt schon „befreundet"! Der Kerl ist ein Pedant, ein trockener, saftloser Buchstabenmensch, aber er hat tadellose Beziehungen zur guten Gesellschaft?"

„Seit wann interessiert dich die gute Gesellschaft?"

„Sie interessiert mich nicht im geringsten. Du weißt am besten, wie gern ich allem Formelkram und aller Steifheit aus dem Wege gehe, aber schau: Ich muß ans Heiraten denken . . ."

„Mein Gott! Was du alles in Bewegung setzt! Zu einem Vortrag gehst du, damit du einen Bekannten bei guter Laune erhältst. Den Bekannten willst du bei guter Laune erhalten, damit er dich in die gute Gesellschaft einführt. Bei der guten Gesellschaft willst du eingeführt sein, damit du junge Mädchen kennenlernst. Ja, meinst du nicht, daß du heut' im Park, wenn's darauf ankommt, schneller ein hübsches junges Ding kennenlernst, als in der guten Gesellschaft?"

„Als ob ich das nicht wüßte! Aber es kommt mir ja doch darauf an, reich zu heiraten. Ich brauche Geld, um mein Geschäft zu vergrößern."

„Und warum um alles in der Welt willst du dein großes, schönes Geschäft noch immer vergrößern?"

„Damit ich mehr verdiene!"

„Und warum willst du mehr verdienen?"

„Narr, damit ich mir das Leben noch angenehmer machen kann."

„Und gibt es etwas Angenehmeres, als an diesem Abend in den Park zu gehen, sich auf die Terrasse zu setzen. Warum solche ungeheuren Umwege zum angenehmen Leben?"

Mein Freund wird besinnlich. Er zieht seine Uhr. „Donnerwetter!" sagt er, „schon ein Viertel nach acht. Jetzt habe ich richtig mit dir die Zeit vertrödelt. Weißt du, ich pfeife auf den langweiligen Vortrag. Ich komme mit in den Park."

Ich schlage meinem Freund in ehrlicher Freude auf die Schulter. Jetzt habe ich ihn besiegt. Jetzt habe ich jemanden zu der Unmittelbarkeit des Genusses der Natur bekehrt, ihn herausgerissen aus den kleinen Zielsetzungen seines Lebens. Ich habe ein Werk getan.

„Dort treffe ich möglicherweise den kleinen Stecher", fährt mein Freund fort. „Du weißt: den Schwiegersohn vom Generaldirektor Müller, der ein persönlicher Freund des Fabrikdirektors Schulze ist, dessen jüngste Tochter noch zu haben wäre." Mein Freund blinzelt listig mit den Augen.

Was aber mich anbelangt, so macht mir der ganze Sommerabend keinen Spaß mehr. **Hans Bauer.**

## Der Mann mit den vier Seidenschnüren.

**Warum Adam Pascha hundert Jahre alt wurde.**

Es ist ein gut fundierter Aberglaube, daß Leute, die einmal totgesagt oder vom Tode gestreift waren, besonders alt werden würden. Adam Pascha, der dieser Tage an seinem hundertsten Geburtstage in einer Newyorker Vorstadt starb, ist ein vollgültiger Beweis für die Berechtigung dieses Aberglaubens.

Adam Pascha war unter der Regierung zweier türkischer Sultane allmächtiger und sehr verantwortungsvoller Großvezier des türkischen Reichs. In seiner Hand liefen alle Fäden des Hoflebens zusammen; er hatte eine ebenso exponierte wie wichtige Stellung, und er war wie kein anderer Türke von der Laune seines Herrschers abhängig. Und da die türkischen Sultane nicht weniger absolut und nicht weniger willkürlich zu herrschen pflegten wie etwa die russischen Zaren, kann man sich vorstellen, daß das Leben Adam Paschas Jahrzehnte hindurch keine reine Sinekure darstellte. Adam Pascha hatte, solange er sein gefährliches Amt bekleidete, nicht weniger als viermal die ominöse Seidenschnur zugesandt erhalten, die während des türkischen Sultanats bekanntlich dasselbe bedeutete, wie wenn in Japan ein mißliebig gewordener Hofbeamter das Harakiri-Messer vom Mikado übersandt bekam. Der Empfänger der Seidenschnur wußte, daß er, nach der Meinung seines Herrn, nun nichts mehr auf der Welt zu suchen habe und unter Verwendung des liebevollen Geschenks vom Schauplatz abzutreten habe.

Die drei ersten Male hatte Adam Pascha aus geringfügigen Gründen das Mißfallen seines Herrn erregt, und alle drei Male war es seiner unvergleichlichen Schlauheit gelungen, den Sultan wieder zu seinen Gunsten umzustimmen. Das vierte Mal indes lag der Fall ernst, und Adam Pascha wußte, daß sein Kopf der Seidenschnur nicht würde entgehen können. Aber der listige Türke hatte, der ersten drei Todesurteile eingedenk, vorgesorgt. Er hatte eine wahrheitsgetreue Wachsfigur seiner wertvollen Leiblichkeit anfertigen lassen, die denn auch, gut sichtbar, an einer Fensterkreuzung seines Hauses baumelte. Adam Pascha selbst gelang es, die Stunden der Nacht zur Flucht zu benutzen, und als die Abgesandten des Sultans am anderen Morgen kamen, um die Leiche zu holen, fanden sie nur noch die Wachspuppe; das Original war unauffindbar verschwunden.

Adam Pascha, der vorsorglich schon den größten Teil seines ansehnlichen Vermögens nach Amerika geschafft hatte, folgte seinen Reichtümern nach, und er überlebte dort den Weltkrieg, den Sultan und das türkische Sultansreich. Verfehlte Spekulationen indes hatten ihn, der bis dahin das Leben eines Fürsten im Exil geführt hatte, vor einigen Jahren um sein Vermögen gebracht, und die letzten Jahre seines bewegten Daseins mußte er, auf die Unterstützung weniger Freunde angewiesen, recht ärmlich zubringen. Die vier Seidenschnüre, die er pietätvoll aufbewahrt hatte und die seinen ganzen Nachlaß bildeten, dürften bald wertvolle Schaustücke eines Raritätenkabinetts werden. St. F.

## Lustige Rundschau

* **Brief.** „Lieber Mann! Ich schreibe Dir, weil ich nichts zu tun habe. Ich grüße Dich, weil ich Dir nichts zu schreiben habe. Deine Frau."

*

* **Geistreich.** „Eine Zigarre enthält genügend Nikotin, um zwanzig Katzen zu töten!" — „Das müssen Sie mir erst mal zeigen, wie zwanzig Katzen eine Zigarre rauchen."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.